

sich in die Lage: „Sind wer doch erobert, sind wer doch Deutsche, ham wer doch insen Kaiser“, erklärte mir einer.

Dabei kämpfte auf unserer Seite eine polnische Legion, aus Freiwilligen, darunter vielen Akademikern, zusammengesetzt, etwa 4000 Mann, tapfer, aber schlecht versorgt und ausgerüstet. Als sie zum Verfassungstag nach Warschau beurlaubt wurden, fuhren sie, meist in liebenswürdiger Begleitung, durch die Stadt spazieren, sahen aber die Deutschen mit wütenden Blicken an.

Die Proklamation eines selbständigen-polnischen Reiches erwies sich als Fehlgriff, und es bleibt unerfindlich, wie ein so kluger und geschichtlich so bewanderter Mann wie Beseler die Lage so gründlich verkennen konnte. Polnische Berater hatten ihn freilich, wie es scheint, gutgläubig des Erfolgs versichert. Man hoffte durch Rekrutierung eine beträchtliche Armee zu gewinnen; das Land war voll junger kräftiger Menschen, war doch seit 1914 nicht mehr ausgehoben worden. In jeder Kreisstadt wurde ein Rekrutierungsbüro eingerichtet, mit einem Oberstabsarzt, einem Assistenzarzt, einem Unteroffizier und zwei Lazarettgehilfen. Im ganzen, erzählte man, hatten sich 39 Mann gemeldet, davon 38 Juden!

Immerhin haben sich die Polen während der Besatzung still verhalten; Widerseßlichkeiten kamen nicht vor. Sie konnten abwarten; war doch die Erfüllung ihrer nationalen Wünsche sicher, mochte der Sieg auf diese oder jene Seite fallen. Nur Dank für die Befreiung durfte man von ihnen nicht erwarten.

Die Ostjuden

Das Ostjudenproblem versteht nur, wer das Volk in seinem Lande gesehen hat. In Galizien durften die Juden Grundbesitz erwerben, und man sah wohl gelegentlich einen im langen Rockelor mit dem hohen Hut auf dem Kopf hinter dem Pflug gehen. In Russisch-Polen war ihnen das verboten; sie waren auf die Städte beschränkt. So ein Städtchen hat 3000 bis 4000 Einwohner, langgestreckte Straßen mit ebenerdigen oder höchstens einstöckigen

Häusern, jedes Haus hat seinen „Klad“, seinen Laden. Da ist ein Säckchen Mehl und Gries, ein Topf mit Gurken, ein paar Seringe, ein paar Streichholzschachteln und ein paar Kugeln Kalk zum Weißen der Wände. Vom Umsatz dieser kümmerlichen Waren müssen der Inhaber, seine Frau und das Duzend Kinder leben! Da muß freilich um den Pfennig gefeilscht und der Verdienst durch Kreditgeschäfte und Schiebungen ergänzt werden. Bekannt mit allen Schleichwegen, waren die Juden die geborenen Spione. Die Österreicher hatten die Sitte, Spione öffentlich zu hängen; in Kowel standen drei Galgen, sie waren selten leer.

Noch mehr blühte der Schmuggel. Zwischen dem deutschen und österreichischen Etappen- und Gouvernementsgebiet bestanden starke Preispannungen, die das Volk Israels auszunützen verstand. Ohne Bestechung ging es freilich dabei nicht ab, und ihr fiel mehr als ein biederer Wachmann zum Opfer. Mit ein paar Zigarren oder einem Taler begann es, nun hatte der Jude den Mann in der Hand und drohte mit Anzeige, wenn er nicht gefügig war. Mir ist ein Fall erinnerlich, in dem ein braver Musketier schließlich bis zum Raubmord gedrängt wurde; es kam heraus und kostete ihm das Leben. Das Geschick beim Schmuggeln war außerordentlich; noch 1917 wurden uns russische Gummiwaren angeboten, die durch beide Fronten hindurchgeschlüpft waren: der Artikel war in unseren Lazaretten bereits selten und sehr willkommen.

Mit der Zeit lockerte sich leider auch die Unnahbarkeit der deutschen Militärbeamten; der eine oder andere erwies sich Vorteilen nicht unzugänglich. Aber es war ein gefährliches Geschäft. „Mit euch Deutschen ist nichts zu machen“, klagte mir ein Handelsmann, „dem einen ist es nicht genug und der andere läßt einen einsperren!“

Seit langem hatte die Not die polnischen Juden zur Auswanderung gedrängt. So hatte jeder Verwandte in Berlin, Paris, Antwerpen, Amerika. In dem kleinen Biala war ein Schneider, der in Neuyork, ein Schuhmacher, der in London gearbeitet hatte. Anlage, früh erworbene Erfahrung und Lebensgewohnheiten wirkten

zusammen, diesem Volke ein unübertreffliches Handelsgeschick zu geben. Den ganzen Tag stehen sie schwazend auf der Straße; was der eine nicht hat, hat der andere, und so fügt sich leicht ein Kettenhandel, der die fernliegendsten Gegenstände umfaßt.

Als die Bugarmee im Juli 1915 in Lemberg zusammentrat, fehlte es, nach den strengen Karpathenmonaten, an vielem: Fleisch, Mehl, Hafer, Hen, Lederzeug, und was so eine Armee alles braucht. Da bot sich ein Herr Kosner an, Geschäftsmann und Besitzer einer Petrolquelle in Stry, und machte sich so nützlich, daß man ihn mitnahm. Er wurde schließlich im Hotel Bristol in Warschau einquartiert und war unermüdlich im großen und kleinen. Viele Familien und mehrere Höfe in Deutschland versorgte er mit Zigaretten, Luxuswaren, Zucker, Schokolade, die man eben in Warschau noch bekommen konnte. Brauchte ich eine Uniform oder ein paar Stiefel: „Wann darf ich bei Ihnen vorsprechen?“ und ich erhielt das Gewünschte prompt, tabellos und um normalen Preis. Aber seine Tätigkeit ging weiter. Alle Städte waren überfüllt mit jüdischen Flüchtlingen, die die Russen aus dem Operationsgebiet verjagt hatten. Den Gemeinden lag es ob, sie zu ernähren. Für das Getreide war ein Höchstpreis festgesetzt und daher keine Ware zu haben. Da erbot sich Herr Kosner, Abhilfe zu schaffen, wenn man ihm erlaube, den Höchstpreis zu überschreiten. Plötzlich war Getreide da, und so viel, daß ein reichlicher Überschuß an die Heimat abgegeben werden konnte.

Die Front brauchte für die Unterstände Balken und Bretter. An Holz fehlte es nicht, auch Lokomobile und Sägen wurden beschafft; aber Treibriemen fehlten. Kriegsministerium und Lederwertungs-gesellschaft versagten. Da erbat Kosner beim Generalgouvernement einen Lastwagen und 10 Mann, fuhr einige Kilometer weit in den Wald und grub dort 50 Zentner tabellose Treibriemen aus. Die polnischen Gutsbesitzer hatten den Brauch, die Ernte auf dem Halm zu verkaufen, 5 bis 10% wurden als „Schwanzgeld“ in Gold bezahlt, der Rest irgendwie verrechnet. So hatte jeder einige tausend Rubel Gold liegen. In Friedenszeiten pflegte

er sie in Paris oder Montecarlo angenehm zu vertun; jetzt war ihm die Ausreise verweigert. Kosner machte sich an sie heran: „Herr Baron, was machen Sie mit dem Geld? Es trägt Ihnen keine Zinsen. Ich gebe Ihnen dafür gute 5%ige Kriegsanleihe, die ist sicher wie Gold!“ So bekam er Gold, oft 1 bis 1½ Millionen monatlich, die der Reichsbank überwiesen wurden.

Kosner wird dabei nicht zu kurz gekommen sein. Aber dem Reich hat er zugleich, dank seiner Findigkeit, wichtige Dienste erwiesen, und wenig fehlte, so wäre sein glühendster Wunsch, das Eisenerne Kreuz zu erhalten, in Erfüllung gegangen.

Leben in Biala

Mein Quartier erhielt ich in der Küsterwohnung der orthodoxen Kirche. Underthalf Meter dicke Mauern und schwere Gewölbe erwiesen, daß hier nicht immer friedliche Zeiten geherrscht hatten. Auch die Kirche hatte ihre Geheimnisse. Zierlich im Barock erbaut, doppeltürmig, im Inneren, offenbar von Italienern mit graziösen Kehlungen und Leisten geschmückt, barg sie eine Krypta. Es ging das Gerücht, es sei da ein Geheimtelephon. Sie wurde aufgebrochen; von Spionenwerk enthielt sie nichts, aber Möbel und Schätze von willkommenen Kupfer- und Messingvorräten. Außerdem barg sie die Gebeine eines Bischofs, der von der ruthenischen Kirche als Heiliger und Märtyrer verehrt wird; sie wurden später aus Gefälligkeit nach Lemberg überführt.

Der Küster war geflohen, einziger Bewohner ein schwarzer, halb verhungertes Kater, der sein Hausrecht geltend machen und nachts durchs Fenster in mein Zimmer dringen wollte. Vor dem Hause lag ein Garten mit Obst und Gemüse bepflanzt, dahinter eine Gruppe alter Linden und Ahornbäume, bevölkert von Hunderten von Krähen. Sie haben mir viel Zerstreuung verschafft. Mit der ersten Dämmerung fingen sie an zu schreien, alle zugleich. Nach dieser Morgensprache verstummten sie ebenso plötzlich und flogen davon, ihr Frühstück zu suchen. Auch eine Abendbesprechung